



ANNA
GAVALDA

Ab morgen wird
alles anders

HANSE

Das Buch

Mathilde, 24, verliert ihre Handtasche, nachdem sie in einem Café in Paris einen Drink zu viel hatte. Darin steckt eine Menge Geld, das ihr nicht gehört. Yann, 26, fühlt sich in einem langweiligen Beruf und in einer spießigen Beziehung gefangen. Die eine sucht nach dem richtigen Mann, der andere hat den verkehrten Job, bei keinem läuft es richtig rund. Aber: „Ab morgen wird alles anders“. Das ist das Motto von Anna Gavaldas neuen Geschichten. In ihnen erzählt die Bestsellerautorin aus Frankreich mit Witz und Leichtigkeit von der unzerstörbaren Hoffnung der Menschen und der altmodischen Macht der Liebe in unseren modernen Zeiten.

Die Autorin

Anna Gavalda, 1970 geboren, ist eine der erfolgreichsten französischen Schriftstellerinnen der Gegenwart. Sie studierte Literatur in Paris und arbeitete als Lehrerin, bis sie mit ihrem ersten Buch schlagartig berühmt wurde. Bei Hanser erschienen *Ich wünsche mir, daß irgendwo jemand auf mich wartet* (Erzählungen, 2002), *Ein geschenkter Tag* (2010) sowie die Romane *Ich habe sie geliebt* (2003), *Zusammen ist man weniger allein* (2005) – der auch als Verfilmung ein großes Publikum in ganz Europa erreichte – *Alles Glück kommt nie* (2008) und *Nur wer fällt, lernt fliegen* (2014).

Anna Gavalda. *Ab morgen wird alles anders*
Erzählungen. Aus dem Französischen von Ina Kronenberger
304 Seiten. Gebunden. Farbiges Vorsatzpapier
Erscheint am 30. Januar 2017. Auch als E-Book

www.hanser-literaturverlage.de

HANSER

ANNA
GAVALDA

Ab morgen wird
alles anders

Erzählungen

Aus dem Französischen
von Ina Kronenberger

Carl Hanser Verlag

erster Akt

1.

Das Café liegt nicht weit vom Triumphbogen entfernt. Ich sitze fast immer auf demselben Platz. Ganz hinten, links vom Tresen. Ich lese nicht, bewege mich nicht, starre nicht auf mein Handy, ich warte auf jemanden.

Warte auf jemanden, der nicht kommen wird, und weil ich mich langweile, schaue ich mir an, wie die Nacht über dem *Escale* an der Place de l'Étoile hereinbricht.

Letzte Kollegen, letzte Drinks, die letzten abgenutzten Witze, Flaute für etwa eine Stunde, dann endlich räkelt sich Paris: Taxen streifen umher, junge Frauen kommen aus den Löchern gekrochen, der Wirt dämpft das Licht, und die Kellner werden jünger. Sie stellen auf jeden Tisch eine kleine Kerze – eine unechte, die flackert, aber nicht tropft – und bedrängen mich dezent: Entweder ich trinke noch was, oder ich räume den Platz.

Ich trinke noch was.

Es ist das siebte Mal, zusätzlich zu den ersten beiden Malen, dass ich in der Dämmerstunde in diese Spelunke komme, um meinen Durst zu löschen. Das weiß ich genau, ich habe alle Belege aufgehoben. Anfangs eher als Souvenir, aus Gewohnheit oder aus Fetischismus, aber heute?

Heute, das muss ich zugeben, versuche ich, mich an etwas festzuhalten, wenn ich die Hand in meine Manteltasche stecke.

Wenn diese Schnipsel existieren, ist das der Beweis dafür, dass ... ja, wofür eigentlich?

Für nichts.

Dass das Leben neben dem unbekanntem Soldaten teuer ist.

2.

Ein Uhr nachts. Wieder einmal Fehlanzeige. Ich gehe unverrichteter Dinge nach Hause.

Ich wohne am Friedhof von Montmartre. Ich bin in meinem ganzen Leben noch nie so viel gelaufen. Bisher hatte ich ein Fahrrad – das Jeannot hieß und mir vor kurzem abhandengekommen ist. Ich weiß nicht genau, wann. Nach einer Party bei Leuten, die ich nicht kannte, nicht weit von der Gare Saint-Lazare.

Ein junger Mann hatte mich mit in seine Wohnung genommen. An seinem Arm war ich fröhlich gewesen, in seinem Bett nicht mehr. Das Katzenklo, das Muster der Bettwäsche, das *Fight Club*-Poster über dem IKEA-Bett, ich ... ich konnte einfach nicht.

Ich vertrug den Alkohol besser als gedacht.

Es war das erste Mal, dass mir das passiert ist, dass ich mich entzog und auf einen Schlag nüchtern wurde, danach war ich untröstlich. Dabei hätte ich so gern gewollt. Ja, ich hätte mich gern ein wenig gehenlassen. Das tat ich gern. Und außerdem gab es Schlimmeres als Brad Pitt und Edward Norton als Anstandswauwau. Aber mein Körper ließ mich im Stich.

Wie konnte das sein?

Mein Körper.

Sonst so entgegenkommend ...

Damals hätte ich es auf keinen Fall zugegeben, aber heute Abend nach kilometerlangen Fußmärschen, nach all der Leere, dem Nichts, der Sehnsucht, der Sehnsucht nach allem, überall und ständig, beuge ich mich den Tatsachen: Mein Körper war schuld.

Er war der Parasit, und seine Unterminierungsarbeiten kamen in dieser grauenhaften Bettwäsche zum ersten Mal ans Licht.

Entblößt, enttäuscht, mit dem Rücken zur Wand, völlig perplex lag ich da, als ich eine pelzige Stimme hörte, die mich beruhigte:

»He ... Du kannst ja trotzdem bleiben ...«

Hätte ich ein Luftgewehr zur Hand gehabt, ich hätte auf seinen Kopf gezielt.

Es war dieses »trotzdem«, diese Verachtung, dieses Gönnerhafte gegenüber der dämlichen Tussi, die ihm keinen geblasen hatte.

Peng.

Ich bebte. Auf der Treppe, auf der Straße und auf der Suche nach meinem Fahrrad unter den Straßenlampen. Ich bebte vor Wut. In so einem Gemütszustand war ich noch nie gewesen.

Ich hatte den Geschmack von Kotze im Mund und spuckte auf den Boden, um ihn loszuwerden.

Doch da ich unfähig bin, einen anständigen Klumpen Spucke zu bilden, ist alles an mir heruntergelaufen, über den Ärmel und meinen hübschen Schal, und das war auch gut so, wie sonst ließe sich so viel Hass erklären?

Ich lebte das Leben, das ich verdient hatte, und lebte ...
trotzdem.

3.

Ich heiße Mathilde Salmon. Bin vierundzwanzig. Offiziell studiere ich Kunstgeschichte (eine tolle Erfindung), aber im wahren Leben arbeite ich für meinen Schwager. Den Reichen, den Schönen, den Coolen. Der sich ständig die Nasenspitze reibt und niemals eine Krawatte trägt. Er leitet eine große Agentur für digitales Marketing mit Schwerpunkt Corporate Branding, Webentwicklung und Webdesign (im Klartext: Wenn Sie irgendwelchen Schrott im Netz verscherbeln wollen, programmiert er Ihnen eine schöne Plattform und einen Wegweiser voller Pfeile inklusive Zahlungsabwicklung) (garantiert sicher) und hat mich letztes Jahr angeworben.

Er brauchte Söldner und ich etwas Taschengeld, an meinem Geburtstag haben wir den Deal perfekt gemacht und darauf angestoßen. In Sachen Arbeitsvertrag gibt es Schlimmeres.

Als Studentin profitiere ich von zahlreichen Vergünstigungen, im Kino, im Museum, beim Sport und in der Mensa, aber da ich die meiste Zeit vorm Bildschirm sitze, dabei verblde und zu viel verdiene, um mir die Mensa anzutun, bringt es mir nicht so richtig viel.

Ich arbeite zu Hause, in meinem eigenen Rhythmus und schwarz, habe tausend Namen, tausend Adressen, tausend Pseudonyme und genauso viele Avatare und verfasse den ganzen Tag gefakte Kommentare.

Denken Sie an den Fahrkartenknipser von Serge Gainsbourg, dann haben Sie eine Vorstellung von dem, was ich mache. Ich schreibe so viel, dass ich ein Lied davon singen könnte.

Ich bekomme endlos lange Listen von Internetseiten zugeschickt mit dem Vermerk »runtermachen« oder »*praise only*« (wenn's schick klingen soll, ist in der IT-Branche alles auf Englisch), mit dem Ziel, potentielle Kunden zu verunsichern oder anzuwerben, bevor ich ihnen positive Kommentare in Diskussionsforen und das bestmögliche Ranking bei Google anbiete, aber erst, wenn sie genug Geld lockergemacht haben.

Beispiel: Die Firma superjojo.com produziert und vertreibt supertolle Jojos, da ihre Homepage aber superveraltet ist – man sehe sich zur Bestätigung all die unfreundlichen Kommentare an, die Micheline T. (meinereiner), Jeannot41 (meiner Mutter Tochter), Choubi-angel (meine Wenigkeit), Helmutausmuenchen (Ego) oder NYUbohemiangirls (me and myself) überall hinterlassen, hochladen, dropfen, teilen, bloggen, posten, spotten, twittern, taggen, poken, chatten, dislikern, dis-lol-en, hashtaggen oder shitstormen –, tja, deshalb herrscht in Jojoland die blanke Angst. Am Ende knicken Madame und Monsieur Jojo, die dank eines ebenso verrückten wie genialen Schachzugs (den hier zu erklären zu viel Zeit kosten würde)(und außerdem ist es völlig sinnlos) von den Wundertaten meines Schwagers Kenntnis bekamen, vollends ein und beknien ihn. Sie brauchen unbedingt eine brandneue Seite. Doch, unbedingt! Für ihr Unternehmen ist es eine Frage von Leben und Tod! Er, ganz Gentleman, willigt schließlich ein, ihnen zu helfen, und drei Wochen später, o Wunder, wenn du auf deiner Tastatur »Jo« oder »Joj« eingibst, bist du schon bei Jojoland (das gilt noch nicht für »J« allein, aber daran

arbeiten wir wie die Bekloppten), und o Wunder zum Zweiten, meinereiner bestellt zehn von jedem für seine sechs Enkelkinder, meiner Mutter Tochter frohlockt und versichert, dass sie in allen Superjojo-Spots der Welt davon erzählen wird, meine Wenigkeit sagt, voll cool!!!, Ego steuert Iinfos bei für zu werden Jojo Verkaufsleiteeeeer, und me and myself sind sooooo excited *coz yoyos are soooo french.*

Das ist alles: Ich kommentiere, während mein Schwager in seinem megagroßen Apartment im 16. Arrondissement daran arbeitet, sich weiter zu diversifizieren.

Die Richtung ist nicht gut, ich weiß. Ich täte besser daran, meine Masterthesis zu beenden (vielmehr zu beginnen) mit dem Thema »Von Königin Wilhelmina der Niederlande bis zu Paul Jouanny – Geschichte und Gestaltung der von Plain-Air-Malern verwendeten Wohnwagen und rollenden Gefährte« (irre, was?) oder an meine Zukunft, meine Titten und meine Rentenpunkte zu denken, aber ach, ich habe unterwegs den Glauben daran verloren und lasse mich selbst von den Ereignissen überrollen.

Ist doch eh alles Fälschung ... nichts als Kommentare ... die Pole schmelzen, die Banker erhalten Abfindungen, Bauern erhängen sich in ihren Scheunen, und öffentliche Bänke werden abgebaut, damit sich keine Penner darauf setzen ... Mal im Ernst? Warum soll ich mir in so einer Welt die Mühe machen, meine Schlingen auszulegen?

Um nicht darüber nachdenken zu müssen, drehe ich fleißig mit an dem Rad meines zweifelhaften Schwagers und eines Larry Page: Ich lüge von morgens bis abends und tanze die ganze Nacht.

Wobei ... Tanzen war einmal. Zurzeit schnalle ich den Gürtel etwas enger und lungere im Mondschein herum,

warte auf einen Typen, der nicht einmal weiß, dass ich auf ihn warte.

Voll daneben.

Muss ich neben der Spur sein, um so zu enden.

4.

Pauline und Julie D., die beiden Mädels, mit denen ich mir die 110 m² in der Rue Damrémont teile, sind Zwillinge. Die eine arbeitet bei der Bank, die andere in der Versicherungsbranche. Rock 'n' Roll pur. Wir haben keine Gemeinsamkeiten, und genau darin liegt das Geheimnis unseres harmonischen Zusammenlebens: Ich bin zu Hause, wenn sie nicht da sind, und wenn sie daheim sind, bin ich wieder weg.

Sie regeln die Finanzen, ich nehme ihre Pakete entgegen (irgendwelchen PayPal-Mist), ich bringe die Croissants mit, sie bringen den Müll runter.

Alles bestens.

Ich finde sie ziemlich albern, aber ich bin froh, bei ihrem Casting gewonnen zu haben. Sie hatten reihenweise Anhörungen anberaumt im Stil von *Auf der Suche nach der fast perfekten neuen Mitbewohnerin* (mein Gott ...) (grandios ...) (eine weitere unvergessliche Episode meiner wilden Jugend ...), und ich war die Auserwählte. Auch wenn ich bisher nicht verstanden habe, wieso. Damals war ich Aufpasserin, was sag ich, Wärterin! im Museum Marmottan, und ich glaube, der gute Monet hat mir geholfen: ein gutaussehendes junges Mädchen, das so viel Zeit zwischen den *Seerosen* verbrachte, musste ja anständig sein.

Ziemlich albern, wie ich schon sagte.

Paris ist nur eine unvermeidliche Durchgangsstation in ihrem Lebenslauf. Es gefällt ihnen überhaupt nicht, und sie träumen von einer Rückkehr nach Roubaix, wo ihr Vater, ihre Mutter und ihr Kater Papouille geblieben sind und wohin sie sich so oft wie möglich zurückziehen.

Ich genieße also mein Glück (jedes Wochenende eine tolle Wohnung ganz für mich allein zu haben und dazu noch ihren Vorrat an Mikrofasertüchern ordentlich zusammengelegt unter der Spüle, um das Erbrochene meiner Freunde aufzuwischen), solange sie nicht beschließen, für immer in die Heimat zurückzukehren.

Sagen wir lieber, ich habe es genossen. Im Moment weiß ich nicht so recht. Ich ... ich glaube, es fällt mir zunehmend schwerer, sie zu ertragen ... (Wenn sie nach Hause kommen, schlüpfen sie in ihre Ballerinaschlappchen Marke Isotoner, und beim Frühstück hören sie *Chante France*, manchmal ist es echt hart), dabei liegt das Problem bei mir, das ist mir vollkommen klar. Sie sind genauso rücksichtsvoll wie immer, stellen den Ton leiser, wenn ich mich im Dampf ihres Zichorienkaffees verirre. Ich kann ihnen keinen Vorwurf machen.

Ja, ich bin selbst für meine Unruhe verantwortlich, ich ganz allein. Seit drei Monaten geht das jetzt schon so, ich kann nichts mehr genießen, gehe nicht mehr aus, trinke nichts mehr, ich ...

Es geht bergab mit mir.

★

Vor drei Monaten war die Wohnung noch eine Baustelle.

Sie war in keinem guten Zustand gewesen, und Pauline (die Aufgewecktere der beiden) hatte unseren Vermieter überredet, uns die Renovierung zu überlassen, wenn uns im Gegenzug eine Mietaussetzung in Höhe der tatsächlich angefallenen Kosten gewährt würde. (Ein etwas komplizierter Satz, der nicht von mir ist, das kann ich Ihnen versichern!) Sie waren aufgeregt wie die Hühner, haben alles ausgemessen, Pläne gezeichnet, in Katalogen geblättert, haufenweise Kostenvoranschläge eingeholt und sie abendlang beim Schlürfen ihres Kräutertees besprochen. Ich fragte mich schon, ob sie nicht den Beruf verfehlt hatten.

Der ganze Rummel ging mir gegen den Strich. Um meine Ruhe zu haben, musste ich desertieren und im Bienenstock meines Schwagers mit all den netten Geeks 2.0 neue Kommentare an den Mann bringen. Okay, ich gebe ja zu, vorher hatte die Stromversorgung zu wünschen übrig gelassen (war der Ofen an, flackerte mein Computer), überall blätterte die Farbe ab, und das Badezimmer war alles andere als praktisch (man musste ständig über ein altes Bidet steigen). Ich kümmerte mich um gar nichts, und als sie vorschlugen, die Arbeiten in bar zu bezahlen, um (wenigstens!) die Mehrwertsteuer einzusparen und sich die Gunst von Monsieur Carvalho zu sichern (dem auserwählten, gerissenen und hoffnungslos überlasteten Handwerker), sagte ich nicht nein.

Auch in dem Punkt war ich äußerst kooperativ.

Warum erzähle ich das alles? Weil ich ohne die sanften Erpressungsversuche dieses Monsieur Carvalho, der die Sozialabgaben einfach nur »wiii-derrr-lich« fand, ganz zu schweigen von der überraschenden Mehrwertsteuererhöhung im Immobiliensektor und ohne unser aller Habgier –

auch in dem Punkt hat er auf der ganzen Linie gewonnen – jetzt nicht hier wäre, in diesem deprimierenden Viertel, in Erwartung meiner eigenen Bedeutungslosigkeit.

Ich berichte:

5.

Das Café lag nicht weit vom Triumphbogen entfernt. Ich saß ganz hinten, links vom Tresen. Ich las nicht, ich muckte mich nicht, ich streichelte nicht mein Handy, ich wartete auf Julie.

Das ist meine Mitbewohnerin, *die* von der Bank, die alles, was sich zwischen uns teilen lässt (Miete, Nebenkosten, Weihnachtsgeld, Abschlagszahlungen, Trinkgelder, Geschirrspültabs, Wohltätigkeitskalender der Feuerwehr, Klopapier, Duschgel, Fußmatte und viele reizende Dinge mehr), ausrechnet und dabei die richtigen Zahlen im Kopf behält.

Wir hatten uns am späten Nachmittag dieses Freitags in einer Kneipe nicht weit von ihrer Arbeit verabredet.

Es hatte mich ziemlich angeödet, ihretwegen durch halb Paris zu fahren, aber ich wusste, dass sie auf den Zug musste, und außerdem war ich diejenige, die von uns allen am meisten ... äh ... am wenigsten arbeitete.

Sie sollte mir für unseren steuerhinterziehenden Lieblingsmaurer, mit dem ich am nächsten Morgen verabredet war, ihren Anteil an der Kohle geben, das heißt einen ziemlich dicken Briefumschlag mit 10 000 Euro cash.

Na klar ... War ja auch Versailles.

Ich hatte meinen freien Nachmittag zum Shoppen genutzt – damals war ich noch ein ganz normales brünettes junges Mädchen: einfältig, fröhlich, oberflächlich, bei dem das Geld locker saß –, und nun wartete ich auf sie und blickte fast zärtlich auf die Taschen voller Firlefanz, Accessoires, Schönheitsprodukte und neuer überflüssiger Schuhe, die neben mir auf der Kunstlederbank lagen.

Ich hatte einen kilometerlangen Schaufensterbummel hinter mir und nippte zur Erholung an einem Mojito.

Ich war fix und fertig, abgebrannt, ziemlich belämmert und sehr glücklich.

Alle Frauen werden das verstehen.

★

Sie kam auf die Minute pünktlich in ihrem engen mausgrauen Kostüm. Sie hatte nicht die Zeit für einen Drink, ja, okay, vielleicht doch, von mir aus, aber nur ein Mineralwasser. Sie wartete, bis der Kellner gegangen war, warf dann ein paar misstrauische Blicke um sich und zog schließlich einen Briefumschlag aus ihrer Aktentasche, den sie mir mit dem typisch leidvollen Gesichtsausdruck eines Bankers überreichte, der gezwungen ist, einem Geld auszuhändigen.

»Den steckst du doch nicht etwa in die Tasche?«, fragte sie beunruhigt.

»Doch, doch. Na klar. Was denn sonst?«

»Bei der Summe, meine ich ...«

Dass ich in meinen Minzblättern rührte, beruhigte sie überhaupt nicht:

»Du passt gut drauf auf, ja?«

Ich nickte mit ernstem Gesicht (die Ärmste, wenn sie

wüsste, von dem bisschen Rum und Limette schwirrt mir doch noch nicht der Kopf ...), bevor ich ihren Zaster in meine Handtasche steckte, die ich auf dem Schoß behielt, um sie zu beruhigen.

»Lauter Hunderter ... Ich hatte sie zuerst in einen Briefumschlag von der Bank gesteckt, aber dann fiel mir ein, dass das etwas auffällig wäre. Wegen des Logos, verstehst du ... Darum habe ich einen anderen genommen.«

»Gut gemacht«, lobte ich sie und nickte.

»Und wie du siehst, habe ich ihn nicht zugeklebt, so kannst du deinen Teil noch dazustecken ...«

»Perfekt!«

Und da sie immer noch ganz angespannt war:

»He, Julie ... Jetzt ist gut ...«, seufzte ich und streifte mir den Tragriemen meiner Umhängetasche über den Kopf. »Siehst du! Ich mache es wie ein Bernhardiner! Er kriegt seine Kohle, euer Halunke, ganz sicher. Mach dir keinen Kopf.«

Sie verzog ihren Mund und deutete ein Lächeln oder einen Seufzer an, schwer zu sagen, dann fing sie an, die Rechnung zu inspizieren.

»Lass mal, das übernehme ich. Düs du lieber los, sonst verpasst du noch den Zug. Grüß deine Eltern von mir und sag Pauline, dass ihr Paket heil angekommen ist.«

Sie stand auf, schickte einen letzten bangen Blick in Richtung meiner alten Handtasche, schnürte sich in ihren Trenchcoat und brach fast widerstrebend auf zu einem Wochenende im Schoß der Familie.

Erst danach, in diesem Café nicht weit vom Triumphbogen entfernt, ganz hinten, links vom Tresen etc. holte ich mein Handy heraus. Marion hatte eine Nachricht hinterlassen, sie wollte wissen, ob ich bei dem blauen Kleid schwach ge-

worden war, das wir letzte Woche zusammen entdeckt hatten, wie weit mein Konto im Minus war und ob ich schon Pläne für heute Abend hatte.

Ich rief sie zurück, und wir kicherten und glucksten die ganze Zeit. Ich schilderte ihr meine Ausbeute in allen Details, kein Kleid, aber ein Paar umwerfende Pumps, hinreißende Haarspangen und wunderschöne Dessous, na klar, du weißt schon, so ein BH wie von Eres mit solchen Cups und solchen Trägern, ein paar entzückende Höschen, ach was, überhaupt nicht teuer, ich schwör's, und total süß, mit einer neckischen Spitzenborte und bla bla bla und Mannomann und oh oh oh.

Anschließend habe ich ihr von dem verklemmten Auftritt meiner nervigen Mitbewohnerin erzählt, die ganze Geschichte mit dem Briefumschlag ohne Logo und wie ich mir, um sie zu beruhigen, meine Upla-Tasche um den Hals geschlungen habe, wie es plumpe Pfadfinderinnen machen, woraufhin wir nur noch lauter gekichert haben.

Am Ende haben wir über ernstere Dinge gesprochen, wie beispielsweise die Planung des heutigen Abends, wer mit von der Partie sein sollte und welches Outfit wir wählen würden. Nicht zu vergessen einen ersten Schnelldurchlauf der erwarteten Vertreter männlichen Geschlechts und jüngeren Alters mit detailliertem Profil: Kilometerstand, Abnutzung der Räder, Familienstand, Kompetenzaufstellung und Vertrauenswürdigkeit des Unternehmens.

Das ganze Geplapper hatte mich durstig gemacht, und ich bestellte mir einen zweiten Mojito, um durchzuhalten.

Was knabberst du denn da?, wunderte sich meine Freundin plötzlich. Zerstoßenes Eis, gestand ich ihr. Wie kannst du nur, fuhr sie entsetzt fort, und schon ließ ich eine höchst anzügliche Bemerkung über die Vorteile des Eiswürfelkauens in gewissen Lebenssituationen los.

Reine Angeberei, ganz klar. Phrasen aus einem alten erotischen Schundroman, alles nur, um meine gute Freundin albern kichern zu hören. Fast hatte ich das Geschwätz schon vergessen, doch sollte es mich wenige Tage später wieder einholen, um mich in eine fürchterliche Gemütsverfassung zu versetzen.

Wir werden noch sehen, weshalb.

Schließlich beendete Marion das Gespräch, ich legte zwei Scheine auf den Tisch und packte meinen Krempel zusammen, doch erst als ich meinen Schlüsselbund herausholen wollte, um mein Fahrrad aufzuschließen, geriet ich in Panik.

Ich hatte alle Taschen mitgenommen, die Treter, die Antifaltencremes und die kleinen getüpfelten Höschen, es fehlte lediglich die eine Tasche, die wirklich zählte.

Scheiße, murmelte ich, ich bin so doof ... und machte im Schweinsgalopp kehrt, raste zurück, wobei ich mir sämtliche Schimpfwörter an den Kopf warf, die mir in den Sinn kamen.

6.

Mann, was ich plötzlich schwitzte ... Und wie kalt sie waren, die kleinen Tröpfchen, die mir die Wirbelsäule herunterliefen ... Und meine Beine ... Was waren sie schwach ... Und wie sie kämpften, um den Boden zu besiegen, der unter ihnen nachgab.

Dabei überlegte ich, redete mir gut zu.

Ich redete mir gut zu, während ich unter dem Protest erboster Autofahrer die Straße an einer Stelle überquerte, die

dafür nicht gedacht war. Ich sagte mir: Ganz ruhig, es ist ja erst wenige Minuten her und nur ein paar hundert Meter von hier passiert. Sie ist noch da. Der Kellner wird sie gesehen haben, er wird sie an sich genommen haben. Als er das großzügige Trinkgeld eingesteckt hat, hat er sie beiseitegestellt und wird sie mir in zwei Minuten übergeben und dabei die Augen verdrehen: Typisch Frau.

Beruhige dich, meine Liebe, beruhige dich.

Um ein Haar wäre ich überfahren worden, und beruhigen konnte ich mich schon gar nicht.

Die Sitzbank war noch lauwarm, der Abdruck meines Pos noch zu erkennen, meine Scheine lagen unberührt auf dem Tisch, und meine Tasche war unauffindbar.

7.

Die Kellner konnten es sich nicht erklären. Der Wirt konnte es sich nicht erklären. Nein, sie hatten nichts gefunden, aber na ja, in dieser Gegend brauchte man sich auch nicht zu wundern. Letzte Woche erst hatte man ihnen die Seifenschalen geklaut. Ja, Sie haben richtig gehört: die Seifenschalen: Unfassbar, was? Jemand hatte sie abgeschraubt. Was war das für eine Welt? Ganz zu schweigen von den Grünpflanzen um die Terrasse, die sie jeden Abend anketteten mussten. Hallo!? Und das Besteck? Wissen Sie, wie viel Geld uns jedes Jahr flöten geht? Echt. Nennen Sie eine Zahl.

Natürlich hörte ich mir das Gewäsch nicht an. Es interessierte mich nicht die Bohne. Ich war total in Panik, und sie hatten nicht mitbekommen, dass jemand nach mir das

Lokal verlassen hatte, das hieß, der Schuft war noch in der Nähe.

Ich lief einmal durch das ganze Lokal, suchte die Terrasse ab und scannte die Sitzbänke, die Stühle, die Oberschenkel sowie die Garderobe, schaute unter die Tische. Ich rempelte Leute an, entschuldigte mich, hielt die Tränen zurück, ging hinunter zur Damentoilette, ins Herrenklo, durch Türen mit dem Schild »Privat«, in die Küche, stellte Fragen, stieß diejenigen beiseite, die mir den Zugang verweigern wollten, bettelte, versprach alles Mögliche, wurde schwach, fluchte, lächelte, scherzte, durchsuchte, inspizierte, zoomte heran, überwachte die Eingangstür, um am Ende zu resignieren: Weit und breit weder eine Umhängetasche noch ein Verdächtiger in Sicht.

Ich wurde belogen. Oder ich verlor den Verstand.

Das war möglich. Vielleicht sogar schon eingetreten. Ich dachte nicht mehr nach, meine Gedanken rotierten: Hatte ich sie auf dem Weg zum Fahrrad verloren? War der Tragrücken gerissen als Strafe dafür, dass ich mich über die freundlichen Pfadfinderinnen lustig gemacht hatte? War ich Opfer eines ausgebufften Champs-Élysées-erfahrenen Taschendiebs geworden? Hatte ich heute zufällig Ausgang? War ich die anderen Tage der Woche in einer Anstalt?

Schließlich bin ich gegangen, am Boden zerstört vom deprimierenden Ton ihrer Aufmunterungsfloskeln:

Tut uns wirklich leid, Kleine. Geben Sie uns Ihre Telefonnummer für alle Fälle. Und schauen Sie am besten in allen Mülleimern hier im Viertel nach. Die interessieren sich nur für das Geld, wissen Sie, den Rest wollen sie gleich wieder loswerden. Warten Sie ein bisschen, bevor Sie Anzeige erstatten, auch wenn ein Ausweis heutzutage eindeu-

tig Gold wert ist. Bei all den Roma, die sich seit zwei Jahren auf den Champs-Élysées rumtreiben, braucht man sich jedenfalls über nichts zu wundern.

Tja ... Kopf hoch.

Kaum war ich draußen, fing ich an zu heulen.

Über mich. Über meine Dummheit. Über die absurden Tüten, die ich in den Händen hielt. All die Sachen, die ich nicht brauchte, die mir schnurzpiegegal waren, die mich belasteten und ...

Und meine Glücksbringer, mein persönlicher Krempel, meine Fotos ... mein Handy, mein süßes Schminktäschchen, meine Schlüssel, meine Adresse, unsere Adresse mit-samt den Schlüsseln, Schlösser, die wir nun würden auswechseln müssen, und die Mädels, die weit weg waren und nicht viel Verständnis hätten für Schnitzer dieser Art ... Und meine Kreditkarte, mein Portemonnaie, das ich so sehr liebte, mein Geld und ihr Geld ... Ja, ihr Geld, verflixt noch mal! 10 000 Euro! 10 000 Euro, die ich dem Typ morgen früh geben sollte! Wie konnte ich nur so blöd sein? Tja, am Handy mit Marion scherzen, das konnte ich, aber sobald man mir was Wichtiges anvertraute, versagte ich auf der ganzen Linie.

Wie ging es jetzt weiter? Was sollte ich tun? Wie war noch mal mein Name? Warum war ich bloß so eine Last für andere? Warum? Und wie kam ich da wieder raus? Wo war noch mal die Seine? Mama. Heilige Mutter Gottes. Lieber Gott. Helft mir.

Lieber Gott, mach, dass. Lieber Gott, ich verspreche dir, dass ich. Jesus, Maria und Josef, auch wenn es vielleicht nicht so aussieht, ich denke superoft an euch, wisst ihr ... Und die 10 000 Euro, Scheiße! Was hab ich bloß in meinem Schädel, verdammt? Wie kann man nur so dumm sein? Oh ... heiliger Antonius ... heiliger Antonius von Padua,

erhöre mich ... Erbarmen ... Meine Fotos, mein Handy, meine gespeicherten Nachrichten, meine Kontakte, meine Erinnerungen, mein Leben, meine Freunde ... Und dann auch noch mein Fahrrad ... Mein angeschlossenes Fahrrad, das mich ganz dumm anschaute und das jetzt bestimmt geklaut würde! Und ich hatte nicht einmal Geld für ein Taxi ... Und erst recht kein Geld, um meine Schulden an die doppelten Lottchen zu bezahlen ... O Gott, meine Kreditkarte, meine Geheimzahl, die Nummer, um meine Karte sperren zu lassen, meine Freunde, meine Kinodauerkarte, das Video von Louisons ersten Schritten, meine Mascara von Dior, mein Rouge von Coco Chanel, mein Terminkalender, die Schlüssel der Agentur, die Fotos von Philou und mir aus dem Automaten im Hyper U von Plancoët, die ich so sehr liebte ... und mein Notizbuch, an dem ich sehr hing, und all die Erinnerungen, die darin steckten ... und meine Nagelfeile ... und die 10 000 Kröten ... und ... ach ...

Und ich weinte.

Sehr.

Viel zu sehr.

Manche Tränen ziehen andere nach sich. Ich weinte ganz viel. Über alles. Über alles, was ich an mir nicht mochte, alle Dummheiten, die ich bisher begangen, mir aber nicht eingestanden hatte, und alles, was ich unterwegs verloren hatte, seit ich alt genug war zu begreifen, dass manches für immer verloren war.

Ich weinte von der Place de l'Étoile bis zur Place de Clichy.

Ich weinte auf dem ganzen Weg durch Paris. Über mein bisheriges Leben.

Die Concierge hatte einen Ersatzschlüssel. Ich hätte sie am liebsten umarmt. Ich streichelte sogar ihren Hund zum Lohn für ihre Mühe. Ich kramte das Festnetztelefon hervor und ließ meine Karte sperren, suchte im Ordner »Handwerker« und hinterließ Senhor Carvalho eine Nachricht, um Zeit zu gewinnen. Was für ein Glück in all dem Unglück, dass er einen Anrufbeantworter hatte. Auch wenn ich stark bezweifle, dass er von meinem wirren Gestammel, *grosse confusaziõnne*, auch nur ein Wort verstehen würde. Egal, im Moment bin ich nicht erreichbar. Ich schloss zweimal ab, schickte Marion eine verzweifelte Mail, duschte, wühlte in den Sachen der Mädels, stibitzte ihnen ein paar Schlaftabletten, zog die Decke über das Häufchen Elend, das von mir geblieben war, und schloss die Augen, wobei ich mir pausenlos den total sinnlosen Ausspruch von Scarlett O'Hara vorsagte: Morgen ist ein neuer Tag.

Von wegen, blöde Zicke, das glaubst auch bloß du ...

Morgen wird alles nur noch schlimmer ...

Ich wollte am liebsten sterben. Ich weiß, es ist ziemlich dumm zu glauben, dass zwei Tabletten Donormyl ausreichen, um ein solches Wunder zu vollbringen. Aber tja, genau danach sehnte ich mich an diesem Abend: dass meine Mama an meinem Bett sitzt und mir ein Lied vorsingt und nicht aufhört, mir die Schläfen zu streicheln.

Ich sang es mir selbst ganz leise vor, um mich nicht länger fertigzumachen, und als mein ganzer Tränenvorrat aufgebraucht war, zog ich los und suchte nach einer Flasche oder zwei, um mir einen neuen anzulegen.

Es hatte mich schon ziemlich viel Mühe gekostet, mir von meinem Schwager 3000 Euro zu leihen, um meinen eigenen Anteil zusammenzukriegen, so dass ich ihn kaum um weitere 10 000 anpumpen konnte ...

Ich hatte mir sein Sprüchlein über die Eichhörnchen, Grillen und Ameisen anhören dürfen. Nicht wirklich gemein, das nicht, dafür umso anstrengender. Leicht herablassend. Leicht bevormundend.

Ich mochte es nicht, wenn man mich wie ein kleines Kind behandelte. Meine Mutter war gestorben, als ich siebzehn war, und Arthur Rimbaud mit seinem Bier und seiner Limonade ging mir mächtig auf den Keks. Man kann in diesem beschissenen Alter ziemlich ernst sein. Entscheidend ist, dass man es nicht zeigt. Man geht weiter, die Hände in »zerschlissenen Hosentaschen«, man kauft sich als Kompensation haufenweise Schrott und verschleudert zwangsläufig das Wertvollste, was man besitzt. Na ja, das ist zwar traurig, aber man weiß es und steckt es weg wie alles andere auch. Moralpredigten braucht kein Mensch. Das geht nicht mehr. Leute, die *Bescheid wissen* und dir das Leben erklären wollen, reißt man am besten mit der Wurzel aus.

Während ich im Dunkeln auf dem Boden saß und mich an die Ofentür lehnte, überließ ich es Mister Gordon und Mrs. Smirnoff, mich zu beruhigen und einzulullen. Ich will jetzt nicht mit irgendwelcher Psychokacke kommen, aber als sie damals starb, habe ich vermutlich die Zähne zusammengebissen (hatte ich eine Wahl?), und der Verlust dieser Tasche, die ihr gehört hat, mit allem, was sie an Verbindendem, Authentischem, an Erinnerungen und winzigen zärtlichen und unersetzlichen Dingen enthielt, erlaubte mir endlich, um sie zu weinen.

Ich lalll-de, ich schnief-de, ich schnäuz-de mich und lalll-de noch meeea. Aus meinem Mund kam nur sinnloses Zeuch. Eine echde Denota... Detona... Eine De... Ach, Mist!

Alles flog mir um die Ohren.

Alles.

Alles.

Alles.

9.

Laut Backofen war es 13:38, als ich mit einem gewaltigen Kater aufwachte. Dem schönsten in meiner bisherigen Sammlung.

Ich lag zusammengerollt auf dem Küchenboden, folgte mit dem Blick den Fugen der Fliesen und zählte die Wollmäuse unter den Möbeln. Sieh mal an, dachte ich, da ist es ja, das kleine Messer, von dem wir angenommen hatten, wir hätten es mit den Gemüseabfällen weggeworfen, da ist es ja ...

Wie lange ich schon so dalag? Stunden. Stunden um Stunden. Die Sonne war bereits ins Wohnzimmer gewandert. In unser schönes nagelneues Wohnzimmer, das noch nicht abbezahlt war.

Puh ... Noch eine Minute, du Chaosweib ... Noch eine Minute oder zwei mit der Nase am Mülleimer, anschließend gehe ich zur Polizei, versprochen. Ich werde meine heißgeliebten Mitbewohnerinnen und meinen Schwager anrufen. Ich werde ihm sagen: He, Junge, ich hab einen guten Witz für dich! Ich brauche noch mal 10 000! Komm schon, sei lieb zu mir ... Ich werde die nächsten hundertfünfzig Jahre damit zubringen, bescheuerte Kommentare

für dich zu schreiben, um meine Schulden zurückzuzahlen. Was anderes kann ich eh nicht als ... mich für jemand anderen ausgeben und den größten Stuss erzählen.

Ich befand mich im Garten der Marewskis in Varenne. Meine Mutter erklärte mir, warum ich die winzigen weißen Alpenveilchen nicht pflücken durfte, die sich unter den Linden eng aneinanderschmiegen:

Sie müssen sich doch weiter aussamen können, verstehst du?

Das hatte sie mir schon hundert Mal erklärt, aber ich war so gerührt über das Wiedersehen mit ihr, dass ich mich nicht getraut hatte, sie zu unterbrechen. Dann hörten wir großen Lärm in der Ferne. Ist das Donner?, fragte sie beunruhigt, nein, antwortete ich lachend, nein, das sind die Bauarbeiten, du weißt doch, sie reißen in der Wohnung gerade alles raus, da hat sie mich ...

Jemand trommelte gegen die Tür. Scheiße, wie spät war es eigentlich? Lautes Klingeln an der Tür, Schreie, infernalischer Radau. Oooh, mein Kopf ... Ich richtete mich auf, irgendetwas klebte an meiner Wange ... Eine Brotkrume ... 18:44 ... Scheiße, ich hatte den ganzen Tag unter der Spüle gelegen und gepennt und ... aua ... verfluchter Siphon.

»Machen Sie auf, sonst rufe ich die Feuerwehr!«, brüllte jemand.

Die Concierge. Sie war völlig außer sich. Es war das dritte Mal, dass sie die Treppe hochgestiegen war. Sie versuchte seit dem Morgen, mich anzurufen. Meine Mitbewohnerinnen hatten mich auch nicht erreicht und ließen ihr in ihrer Pförtnerloge keine Ruhe.

»Und als ich ihnen sagte, ich kann schwören, dass Sie da sind, waren sie natürlich ziemlich besorgt, verstehen Sie?

Wir dachten schon, Sie hätten einen Unfall gehabt. Mein Gott ... was haben wir uns für Sorgen gemacht! Was haben Sie uns für einen Schrecken eingejagt.«

Mein Vater hatte sich bei ihnen gemeldet. Mein Vater, mit dem ich seit Jahren kein Wort mehr gewechselt hatte und der sich unter der Bezeichnung »Papa« noch im Adressbuch meines Smartphones befand, aus reiner Nachlässigkeit und/oder einem Rest an töchterlicher Pietät und ... und als Madame Starovič merkte, dass ich völlig neben der Spur war und nichts schnallte von dem, was sie mir erzählte, packte sie schließlich meinen Arm und schüttelte ihn sanft:

»Jemand hat Ihre Handtasche gefunden ...«

Sie ließ mich wieder los und riss die Augen auf.

»Was ist? Warum heulen Sie? Sie brauchen doch nicht zu heulen, herrje. Im Leben kommt alles wieder auf die Reihe!«

Ich heulte zu heftig, um ihr zuzustimmen. Ich versuchte, meine Fassung wiederzugewinnen, sie zu beruhigen, aber ich sah ganz deutlich, dass sie mich für verrückt hielt, und während ich ihr rotzverschmiert zulächelte, hörte ich in meinem lädierten Schädel ein zaghaftes Stimmchen: Danke ... danke, Mama.

10.

Ich rief also im hohen Norden an. Und hatte Glück, Pauline war am Apparat, sonst hätte ich riskiert, gelyncht zu werden. Abgesehen davon, eine mäßig freundliche Begrüßung, leidvolle Seufzer, feldwebelhafte Sätze und widerwillig preisgegebene Infos. Das ging mir dermaßen auf den

Geist, dass ich ihr am Ende irgendwas vom Pferd erzählte (ich weiß, ich weiß, darauf brauche ich mir nichts einzubilden, das ist mein Job), um zu vermeiden, dass ich ausfallend wurde. Für heute hatte ich mein Pensum an Aufregung gehabt. Ich habe ihr also leicht genervt erklärt, dass sie mit mir nicht reden soll, als wäre ich minderbemittelt, dass ihr Briefumschlag nicht mehr in meiner Tasche sei und ihr Geld an einem sicheren Ort. Alles bestens. Ende des Dramas. Abtreten.

Haaaaa ... Das hat sie sofort entspannt, die Kleine ... Ihre Stimme ist um zehn Grad nach oben geschneit, und ihre Erklärungen wurden verständlicher. Natürlich hörte ich mir an, was sie mir Wichtiges mitzuteilen hatte, aber bereits in diesem Moment wusste ich, dass die faden Jahre unserer innigen Eintracht vorbei waren und ich die Rue Damrémont so bald wie möglich verlassen würde. Das Leben war kurz, deshalb war es mir immer noch lieber, in der Banlieue zu versauern (aaargh), als mit Leuten zusammenzuwohnen, die sich ein Vergnügen daraus machten, mich zurechtzuweisen.

Ich scheiß auf die Moral und auf alle Moralapostel. Die hängen mir zum Hals raus. Vor allem, wenn ihr heiliges Feuer, das *sie*, ihre Moralpredigten, ihre Beschimpfungen und ihren erhabenen Zorn durchströmt, beim Anblick von Geldscheinen erlischt.

Oh ... Was für ein wunderschöner Satz, herrlich und edelmütig, dem guten Victor Hugo in seinem Faltenwurf ebenbürtig, aber er klang genauso hohl wie mein armer Kopf: Die 10000 Euro waren spurlos verschwunden, und ich glaubte schon lange nicht mehr an den Weihnachtsmann. Auch wenn der Typ, der den sogenannten »Papa« aus meinem Adressbuch angerufen hatte, meine Tasche gefunden hatte, würde er sie mir nicht wohlgefällt zurückgeben.

Leider nicht ...

Alles kam irgendwie auf die Reihe, aber deshalb gleich zu behaupten, das Leben sei schön, ging dann doch etwas zu weit.

Wo würde ich die verdammte Kohle finden? Und schon setzte sich die Mühle wieder in Gang. Nur dass es jetzt okay war. Jetzt waren wir im Bereich des Materiellen, und das Materielle geht mir am A... vorbei.

Das Materielle stirbt nicht in einem Krankenhauszimmer.

Der einzige Haken war, dass besagter Typ meinen Erzeuger hatte wissen lassen – der es wiederum an die beiden Schnattergänse weitergegeben hatte –, dass er sich an diesem verlängerten Wochenende nicht in Paris aufhalten würde (Montag war Feiertag) und mich erst am kommenden Dienstag um 5 Uhr nachmittags in dem Café treffen könnte, in dem ich meine Tasche verloren hatte.

Im ersten Moment erschien mir das reichlich dreist, weil ich fand, dass er die Tasche ruhig auch dem Geschäftsführer hätte aushändigen können, aber nach einer Weile dachte ich mir, dass er sich vermutlich just wegen der Knete nicht darauf einlassen wollte. Der Briefumschlag war schließlich nicht verschlossen ... Und ich armes Geschöpf begann, an den Weihnachtsmann zu glauben ...

Um auf andere Gedanken zu kommen, ging ich noch zu Marion, und wir feierten meine Wiederauferstehung.

Gebührend.

Die drei folgenden Tage waren sonderbar. Die Mädels hatten sich freigenommen (sie waren achtundzwanzig und kriegten es immer hin, Überstunden gemeinsam bei ihren Eltern und ihrem dicken Kater abzufeiern), und ich war bis Dienstagabend allein.

Ich drehte Däumchen. Wartete. Auf jemanden, auf etwas, auf ein Gefühl der Erleichterung, eine Enttäuschung.

Eine Geschichte.

Ich nahm Dinge in Angriff, die für mich völlig untypisch waren: Aufräumen, Haushalt, Post und Bügeln. Ich sortierte Kleider, Papiere, Bücher und CDs. Dabei stieß ich auf allerhand spannende Sachen. Ich ließ den Computer aus. Hielt die Hände beschäftigt, um den Geist zu überlisten. Grub Mitschriften und Merktettel vom Studium aus und fand eine Reihe von Skizzen, die ich im Automobilmuseum von Compiègne gemacht hatte.

Vor einem gefühlten Jahrhundert, an einem schönen Tag im Herbst ... Die Verwendung sanfter Weißtöne erinnerte mich daran.

Ich fragte mich, warum ich so schnell aufgegeben hatte. Sie hatten doch was, meine rollenden Wagen, und außerdem ersparten sie mir die Peinlichkeit, mein dummes Geschwätz zu dem der anderen Kunstinspirierten noch hinzuzufügen. Warum verkaufte ich stattdessen Jojos? Warum nannte ich mich Choubi-angel und äußerte mich in schwachsinnigen Formulierungen, garniert mit lächerlichen Smileys?

Warum hatte ich die Rennställe, die zum Palast Het Loo in Apeldoorn gehörten, noch nicht besucht, warum die wunderschönen fahrbaren Aquarellkästen der Königin

Wilhelmina und die weiße Leichenkutsche anlässlich ihrer Bestattung noch nicht bewundert? He? Warum? :- (:- / : '-(

Ich lernte, ohne Anrufe, ohne SMS, ohne Nachrichten und ohne Mailbox zu leben.

Ohne dieses Schmusetuch, das bei der geringsten Kleinigkeit gedrückt werden will.

Ich lernte, die Leere des Alltags zu ertragen und ihr ein gewisses Vergnügen abzugewinnen. Wann würden die Marmeladen an die Reihe kommen, wann der Stickrahmen? Ich war zerstreut, phantasierte, dachte an diesen ... diesen Mann, der mit einem Stück von mir über der Schulter ins Wochenende gefahren war. Ich fragte mich, wie alt er wohl war, ob er rücksichtsvoll, wohlerzogen, neugierig war, ob er andere Telefonnummern ausprobiert hatte, bevor er auf die Nummer meines alten Herrn gestoßen war, ob er das Display gestreichelt hatte und meine Fotos vorbeidefilieren sah, ob er in meinem Terminkalender geblättert hatte, sich meinen Ausweis angeschaut hatte, meinen Führerschein, wo ich mit Glatze posierte (jeder trauert auf seine Weise), und meine Kinodauerkarte, auf der ich aussah, als wäre ich auf dem Weg zur Kommunion in der Église de la Madeleine, ob er meine Hello-Kitty-Kondome entdeckt hatte, meinen Korrekturstift gegen Augenringe, mein vierblättriges Kleeblatt, meine Geheimnisse ...

War er gerade dabei, das alles unter die Lupe zu nehmen, jetzt, in diesem Moment, wo ich an ihn dachte? Und die 10 000 Kröten? Hatte er sie gezählt? Würde er sich eine Provision genehmigen für gute und treue Dienste? Würde er den Überraschten spielen? Ach? Es befand sich ein Briefumschlag in der Tasche, sagen Sie? Keine Ahnung, ich habe nichts angerührt ... Ja, auch damit rechnete ich, denn wenn

er die Tasche, direkt nachdem ich gegangen war, an sich genommen hatte, warum war er dann nicht hinter mir hergerannt? Ich war nicht sehr schnell gelaufen. Ich hatte zwei Mojitos intus gehabt und das ganze Leben vor mir ...

Warum?

War er langsam? Zerstreut? Nicht ganz sauber? Und wo hatte er überhaupt gegessen? Warum war er mir nicht aufgefallen, da ich doch nichts lieber mag als Leute um mich herum beobachten, während ich mich volllaufen lasse.

Ein langes Osterwochenende lag vor mir, still und voller Nervosität, in einer Wohnung, die ich einmal sehr gemocht hatte, in der ich jedoch nicht mehr wohnen wollte, ein paar Stunden der Ruhe, der Versöhnung, in Erwartung einer Verabredung, die mich verfolgte und mich zugleich ziemlich kaltließ.

Zum ersten Mal seit Jahren träumte ich von meiner Mutter, sah sie ohne Kopfbedeckung und hörte ihre Stimme. Dieses Geschenk war gut und gern 10 000 Euro und ebenso viele Schluchzer wert, und hätte ich das gewusst, hätte ich ihre Tasche schon viel früher verloren.